



1924-05-08

Die besten Filme der Newyork Saison

Ann Tizia Leitich

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19240805&seite=9&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Leitich, Ann Tizia, "Die besten Filme der Newyork Saison" (1924). *Essays*. 118.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/118

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Die besten Filme der Newyorker Saison

Von Ann Tizia Leitich.

Douglas Fairbanks ist einer der wenigen Nur-Filmschauspieler Amerikas, welche erhaben sind über den Reiz jener Helden ohne Furcht und Tadel, deren glatte Gesichter und schlanke Glieder die Herzen der Frauen bezaubern. Er ist dem Film nicht zugeflattert als ein unbeschriebenes Blatt, er war Advokat, bevor sein Talent ihn rief; nicht, daß diese Tatsache irgend etwas Positives besagt, besonders hier in Amerika, wo Advokat zu sein nicht jenes geistige Training voraussetzt, wie in Europa, aber es bürgt immerhin für einen gewissen Schuß Intellektualität, der ja dem Kino sehr not und auch gut tut. Wie man weiß, ist Douglas Fairbanks seit längerer Zeit nicht nur Schauspieler, sondern auch *Producer*, er macht seine Filme selbst, gleich Charlie Chaplin es tat mit seinem fast epochemachenden „*Woman of Paris*“, in dem Charlie allerdings mit Abwesenheit, aber desto mehr hinter den Kulissen glänzte.

Mit seinem letzten Film „*Der Dieb von Bagdad*“ hat Fairbanks, glaube ich, den besten Film der abgelaufenen amerikanischen Saison geschaffen, jedenfalls den kunstvollsten und entzückendsten. Er zeigt ein Märchen am Film, das zugleich ein Märchen vom Film ist, denn der tollen und wunderbaren und künstlerisch feinen Dinge werden da eine ganze Menge aufgeführt und mit solch federleichter Anmut, als wäre dieser ganze Aufwand an Tausendsassabegebenheiten, an ästhetischen und technischen Feinheiten ein reines Kinderspiel. Trotzdem ist der Film weit entfernt von bloßem virtuosen Brillieren, denn sonst könnte er nicht blasierten Kinobesuchern so herzlich gefallen. Die Geschichte ist eine Geschichte wie viele andere und man begegnet darin manchem alten, guten Bekannten. Man weiß ja im vorhinein, daß der bettelarme, leichtsinnige Ahmed-Douglas, der auf den Straßen des vielgebrauchten und immer noch romantischen Bagdad seinen Späßen und frisch und lachend vom Baum gepflückten Spitzbübereien nachgeht, angetan mit einem einzigen Kleidungsstück, unwahrscheinlich weiten, langen, im Winde lustig aufgeblähten Pluderhosen, daß dieser nichtsnutzige, aber treuherzige Junge zum Schluß die schöne Prinzessin bekommt. Freilich erst über viele, viele Hindernisse hinweg, und nur deshalb, weil er sich sie verdient in schweren Kämpfen um sein wahres, edles Mannestum, mit dem er dann die drei königlichen Werber besiegt.

Und wo werden wir dabei nicht überall hingeführt! Der Dame Phantasie folgt die moderne Kinotechnik als ebenbürtige Helferin. Die Stadt Bagdad selbst, das Kalifenschloß mit seinen Höfen und Hallen, die Minarets, alles hat etwas Unwahrscheinliches, Traumhaftes, die dezidierte Realität der Photographie scheint aufgehoben. Man erreichte dies, indem man die Gebäude auf vielen Quadratmetern von verglastem Boden aufbaute, welche ihre Schatten reflektierten und Glanzlichter auf die Grundlinien warfen, so daß das Ganze aussieht, wie auf silbrige Luft gebaut. Um die Phantastik des Eindruckes zu erhöhen, errichtete man die Umgebung der Menschen, Gebäude und Dinge, größer, als es im Verhältnis sein sollte. Auch im Schattieren und Tönen suchte man den verschiedenen Stimmungen Rechnung zu tragen, in Lichteffekten sind ja die Amerikaner Meister. Zu den verblüffendsten und zugleich schönsten Aufnahmen gehören die am Meeresgrund, wo Ahmed von einem riesigen Polypen fast gefressen wird. Was Schiller in unsterblichen Worten im „*Taucher*“ gemalt, hier ersteht es in Wirklichkeit für jeden, der da bequem und ein bißchen angenehm durchschauert im Plüschfauteuil lehnt. Weniger gelungen ist der Drache, der vor Alfred Rollers Ungetüm auf den Brettern des Wiener Operntheaters nichts voraus hat. Aber der fliegende Teppich! Zusammengedrängt sitzen auf ihm die drei ungleichen Freier, während er hoch über die Erde hinwegfliegt in so täuschender, wunderbarer Reise, daß wir ein paar Minuten lang selbst das deliziose Gefühl haben, gleich erhaben zu sein über Schwere,

über Zeit und Erdgebundenheit. Freilich, bei seiner zweiten Reise, da wagen wir uns wohl nicht mit, denn da nimmt er Ahmed mit der Prinzessin auf die Hochzeitsreise. Die Geschichte ist aus, dort, wo die Geschichten in Amerika meistens aus sind – wenn sie sich bekommen haben. Das Licht flammt auf und wir gehen an den schlanken, als Araberinnen verkleideten *Ushers* dem Ausgang zu. Während der Pausen hatten diese Mädchen türkischen Kaffee gereicht, der besser war als irgendein Kaffee, den man in Newyork bekommt, umsonst natürlich. Von schwerem orientalischen Incens ist die Luft durchschwängert und in der Halle des Theaters empfängt uns ohrenbetäubende Musik und heiseres Singen orientalischer Straßenbettler, die von einem Balkon hoch oben herunterklimpern. Ja, Moritz Gest, der, vor ein paar Jahren nur, Programme auf Broadway verkauft hat in einem Paar geflickter Schuhe, ist ein guter Schau-mann (*showman*), Theatermann. Er weiß, daß Qualität allein nicht genügt. Ich bin nicht sicher, daß er orthographisch schreiben kann, aber was immer er *managed*, hat Klasse. Es ist etwas Merkwürdiges um solch ein Talent.

Wenn schon unbedingt kritisiert werden muß, so möchten wir wünschen, daß *Juliane Johnston* der Gestalt der Prinzessin ein wenig mehr Leben eingehaucht hätte. Schönheit, wie die ihre, ist Vergnügen anzuschauen, aber ihre Gesten und ihre Augen hängen so ängstlich an den Worten des Direktors, daß man die Absicht merkt und verstimmt wird. Ueber die Titel in Amerika das Urteil eines Europäers abzugeben, muß man sich wahrscheinlich abgewöhnen, das heißt, man muß sich abgewöhnen, sie zu lesen, der Genuß am Stück wird ein ungeteilterer sein. Der Titelschreiber im „Dieb“ paukt unausgesetzt Moral, die ja doch um so viel wirkungsvoller und selbstverständlicher im Bilde uns beigebracht wird, nämlich: Daß man sich das Glück verdienen muß.

Norma Talmadge ist die höchst bezahlte Filmschauspielerin Amerikas. Sie hat bei einer Abstimmung neulich als die Königin des Kinos sogar die liebevolle *Mary Pickford*, das *sweetheart* Amerikas, geschlagen. Eine hochintelligente Spielerin, verfügt sie über ein reiches Register an Ausdrucksmöglichkeiten. Noch vor zwei, drei Jahren litt ihr Spiel an dieser Intellektualität, war es zu kühl geschliffen; aber sie hat unendlich zugelernt. Wenn sie ursprünglich sich einen Großteil ihrer Popularität bei den Massen durch die Eleganz erwarb, mit der sie Toiletten zu tragen versteht – ein[e] Sache, die eine bittere Falle ist für so manche andere – hat sie solch goldenen Rahmen jetzt nicht mehr nötig. In „*Secrets*“ (Geheimnisse) erreicht sie den Gipfel ihrer Kunst.

„*Secrets*“ lief voriges Jahr auf einer Bühne Bro[a]dways, eignet sich aber viel besser für den Film, da es das Leben einer Frau, vom Backfisch bis zur Greisin, umspannt. Es ist zum Unterschied vom „Dieb“ nichts als „*just life*“, das ist Alltag, und doch auch ein Märchen, das Märchen von der Liebe einer Frau, die keine großen Worte macht, keine großen Gebärden; die keine füßchenstampfenden Forderungen stellt; die, obwohl sie viel sieht, viel weiß, viel leidet, die Größe ihrer Liebe in die zwei Worte faßt: „*Yes, John!*“ Der Film zeigt die 55 Jahre Leben mit ihrem Mann, der seine gute Portion ewiger Manns-Toll-Dummheit mitbekommen hat, und der doch, gut im Innersten, schätzt, was er an Mary hat, aber nicht ganz, denn er weiß lange nicht, daß sie alle seine ängstlich gehüteten „*Secrets*“ kennt. Und Norma-Mary zum Schluß so schön, so groß und herzlich wie nie, als alte, schon bedenklich gekrümmte Frau im weißen Haar. . . . Das Stück, produziert von dem Mann der Talmadge, Schenk, auch sonst voll Feinheiten. Matt nur der Ehemann, John, der zu sehr Marionette ist und in vielen Szenen versagt, zu der weiblichen Gestalt voll Blut und Leben das ebenbürtige männliche Seitenstück zu geben.

Film-Rubrik

der

„Neuen Freien Presse“

Die besten Filme der Newyorker Saison.

Von Ann Tizia Veltich.

Douglas Fairbanks ist einer der wenigen Mut-Filmschauspieler Amerikas, welche erhaben sind über den Reiz jener Helden ohne Furcht und Tadel, deren glatte Gesichter und schlanke Glieder die Herzen der Frauen bezaubern. Er ist dem Film nicht zugeschlattert als ein unbeschriebenes Blatt, er war Advokat, bevor sein Talent ihn rief; nicht, daß diese Tatsache irgend etwas Positives besagt, besonders hier in Amerika, wo Advokat zu sein nicht jenes geistige Training voraussetzt, wie in Europa, aber es bürgt immerhin für einen gewissen Schuß Intellektualität, der ja dem Kino sehr not und auch gut tut. Wie man weiß, ist Douglas Fairbanks seit längerer Zeit nicht nur Schauspieler, sondern auch Producer, er macht seine Filme selbst, gleich Charlie Chaplin es tat mit seinem fast epochemachenden „Woman of Paris“, in dem Charlie allerdings mit Abwesenheit, aber desto mehr hinter den Kulissen glänzte.

Mit seinem letzten Film „Der Dieb von Bagdad“ hat Fairbanks, glaube ich, den besten Film der abgelaufenen amerikanischen Saison geschaffen, jedenfalls den kunstvollsten und entzückendsten. Er zeigt ein Märchen am Film, das zugleich ein Märchen vom Film ist, denn der tolle und wunderbaren und künstlerisch feinen Dinge werden da eine ganze Menge aufgeführt und mit solch federleichter Anmut, als wäre dieser ganze Aufwand an Tausendfachenbegebenheiten, an ästhetischen und technischen Feinheiten ein reines Kinderspiel. Trotzdem ist der Film weit entfernt von bloßem virtuosen Brillieren, denn sonst könnte er nicht blasierten Kinobesuchern so herzlich gefallen. Die Geschichte ist eine Geschichte wie viele andere und man begegnet darin manchem alten, guten Bekannten. Man weiß ja im vorhinein, daß der bettelarme, leichtsinnige Ahmed-Douglas, der auf den Straßen des vielgebrauchten und immer noch romantischen Bagdad seinen Späßen und frisch und lachend vom Baum gepflückten Spitzbübereien nachgeht, angetan mit einem einzigen Kleidungsstück, unwahrscheinlich weiten, langen, im Winde lustig aufgeblähten Pluderhosen, daß dieser nichts-nutzige, aber treuherzige Junge zum Schluß die schöne Prinzessin bekommt. Freilich erst über viele, viele Hindernisse hinweg, und nur deshalb, weil er sich sie verdient in schweren Kämpfen um sein wahres, edles Mannestum, mit dem er dann die drei königlichen Werber besiegt.

Und wo werden wir dabei nicht überall hingeführt! Der Dame Phantasie folgt die moderne Kinetotechnik als ebenbürtige Helferin. Die Stadt Bagdad selbst, das Kalifenschloß mit seinen Höfen und Hallen, die Minarets, alles hat etwas Unwahrscheinliches, Traumhaftes, die dezidierte Realität der Photographie scheint aufgehoben. Man erreichte dies, indem man die Gebäude auf vielen Quadratmetern von verglastem Boden aufbaute, welche ihre Schatten reflektierten und Glanzlichter auf die Grundlinien warfen, so daß das Ganze aussieht, wie auf silbrige Luft gebaut. Um die Phantastik des Eindrucks zu erhöhen, errichtete man die Umgebung der Menschen, Gebäude und Dinge, größer, als es im Verhältnis sein sollte. Auch im Schattieren und Tönen suchte man den verschiedenen Stimmungen Rechnung zu tragen, in Lichteffekten sind ja die Amerikaner Meister. Zu den verblüffendsten und zugleich schönsten Aufnahmen gehörten die am Meeresgrund, wo Ahmed von einem riesigen Polypen fast gefressen wird. Was Schiller in unsterblichen Worten im „Taucher“ gemalt, hier ersteht es in Wirklichkeit für jeden, der da bequem und ein bißchen angenehm durchschauert im Blüschfauteuil lehnt. Weniger gelungen ist der Drache, der vor Alfred Rolles Augetium auf den Brettern des Wiener Operntheaters nichts voraus hat. Aber der fliegende Teppich! Zusammengedrängt sitzen auf ihm die drei ungleichen Freier, während er hoch über die Erde hinwegfliegt in so täuschender, wunderbarer Reise, daß wir ein paar Minuten lang selbst das deliziose Gefühl haben, gleich erhaben zu sein über Schwere, über Zeit und Erdgebundenheit. Freilich, bei seiner zweiten Reise, da wagen wir uns wohl nicht mit, denn da nimmt er Ahmed mit der Prinzessin auf die Hochzeitsreise. Die Geschichte ist aus, dort, wo die Geschichten in Amerika meistens aus sind — wenn sie sich bekommen haben. Das Licht flammt auf und wir gehen an den schlanken, als Araberinnen verkleideten Ushers dem Ausgang zu. Während der Pausen hatten diese Mädchen türkischen Kaffee gereicht, der besser war als irgendein Kaffee, den man in Newyork bekommt, umsonst natürlich. Von schwerem orientalischen Jucens ist die Luft durchschwängert und in der Halle des Theaters empfängt uns ohrenbetäubende Musik und heiseres Singen orientalischer Straßenbittler, die von einem Balkon hoch oben herunterklimpern. Ja, Moritz Gest, der, vor ein paar Jahren nur, Programme auf Broadway verkauft hat in einem Paar geflickter Schuhe, ist ein guter Schau-mann (showman), Theatermann. Er weiß, daß Qualität allein nicht genügt. Ich bin nicht sicher, daß er orthographisch schreiben kann, aber was immer er managed, hat Klasse. Es ist etwas Merkwürdiges um solch ein Talent.

Wenn schon unbedingt kritisiert werden muß, so möchten wir wünschen, daß Juliane Johnston der Gestalt der Prinzessin ein wenig mehr Leben eingehaucht hätte. Schönheit, wie die ihre, ist Vergnügen anzuschauen, aber ihre Gesten und ihre Augen hängen so ängstlich an den Worten des Direktors, daß man die Absicht merkt und verstimmt wird. Ueber die Titel in Amerika das Urtheil eines Europäers abzugeben, muß man sich wahrscheinlich abgewöhnen, das heißt, man muß sich abgewöhnen, sie zu lesen, der Genuß am Stück wird ein ungeteilterer sein. Der Titelschreiber im

„Dieb“ punkt mangelhaft Moral, die ja doch um so viel wirkungsvoller und selbstverständlicher im Bilde uns beigebracht wird, nämlich: Daß man sich das Glück verdienen muß.

Norma Talmadge ist die höchst bezahlte Filmschauspielerin Amerikas. Sie hat bei einer Abstimmung neulich als die Königin des Kinos sogar die liebliche Mary Pickford, das sweetheart Amerikas, geschlagen. Eine hochintelligente Spielerin, verfügt sie über ein reiches Register an Ausdrucksmöglichkeiten. Noch vor zwei, drei Jahren litt ihr Spiel an dieser Intellektualität, war es zu kühl geschliffen; aber sie hat unendlich zugelehrt. Wenn sie ursprünglich sich einen Großteil ihrer Popularität bei den Massen durch die Eleganz erwarb, mit der sie Toiletten zu tragen versteht — ein Sache, die eine bittere Falle ist für so manch andere — hat sie solch goldenen Rahmen jetzt nicht mehr nötig. In „Secrets“ (Geheimnisse) erreicht sie den Gipfel ihrer Kunst.

„Secrets“ lief voriges Jahr auf einer Bühne Brodways, eignet sich aber viel besser für den Film, da es das Leben einer Frau, vom Backfisch bis zur Greisin, umspannt. Es ist zum Unterschied vom „Dieb“ nichts als „just life“, das ist Alltag, und doch auch ein Märchen, das Märchen von der Liebe einer Frau, die keine großen Worte macht, keine großen Gebärden; die keine süßchenstampfenden Forderungen stellt; die, obwohl sie viel sieht, viel weiß, viel leidet, die Größe ihrer Liebe in die zwei Worte faßt: „Yes, John!“ Der Film zeigt die 55 Jahre Leben mit ihrem Mann, der seine gute Portion ewiger Manns-Toll-Dummheit mitbekommen hat, und der doch, gut im Innersten, schätzt, was er an Mary hat, aber nicht ganz, denn er weiß lange nicht, daß sie alle seine ängstlich gehüteten „Secrets“ kennt. Und Norma-Mary zum Schluß so schön, so groß und herzlich wie nie, als alte, schon bedenklich gekrümmte Frau im weißen Haar. . . . Das Stück, produziert von dem Mann der Talmadge, Schenk, auch sonst voll Feinheiten. Matt nur der Chemann, John, der zu sehr Marionette ist und in vielen Szenen versagt, unfähig, zu der weiblichen Gestalt voll Blut und Leben das ebenbürtige männliche Seitenstück zu geben.